

Ein Zuhause finden
4. Fastensonntag
Jos 5,9a.10-12

6.3.2016
2 Kor 5,17-21

St. Peter am Perlach
Lk 15,1-3.11-32

„Fremd isch elend“, so heißt es im Dialekt. Diese Aussage weist weit zurück auf das althochdeutsche „Eli lenti“ - fremdes Land, übertragen Not und Trübsal. In einer globalen Welt, in der z.B. viele junge Leute bewusst für einige Zeit in ein fremdes Land gehen, scheint die Verbindung Fremde und Trübsal nicht mehr so gegeben zu sein; Trotzdem plagt die meisten mindestens anfangs bohrendes Heimweh. Einige kenne ich, die nach einem solchen Aufenthalt das zu Hause neu zu schätzen wissen. Aber oft bleibt es: Fremde und Not bedingen sich gegenseitig. Unsere Familie wurde 1946 aus dem Sudetenland vertrieben. Bei den Erwachsenen dauerte es lange, bis sie hier heimisch wurden, und die Hiesigen brauchten genau so lang, bis sie die ihnen Zugewiesenen akzeptieren konnten. Jetzt sind wir mit den großen Scharen derer konfrontiert, die aus ihrer angestammten Heimat aufbrechen oder von dort vertrieben werden. Fragen, Probleme, Unsicherheit, Sorgen und Ängste kommen auf bei denen, die auf dem beschwerlichen Weg sind, und bei uns hier.

Flucht, Vertreibung, Suche nach neuer Heimat, nach anderen Lebensmöglichkeiten führen zu großen Herausforderungen und verlangen intensive Anstrengungen aller, der Ankommenden und der Ansässigen. Der jahrzehntelange Weg Israels durch die Wüste ist von bedrückender Aktualität. Wüste bedeutet eine alle Kräfte fordernde Landschaft, aber auch intensives inneres Mühen. Vom Murren und den Aggressionen der Menschen damals wird erzählt, da sie schrecklich an Hunger und Durst litten, aber auch dass sich immer wieder Abhilfe fand, wenn sie auch bereit sein mussten, zu improvisieren und mit dem auszukommen, was die Wüste bot. Und es geschah und geschieht, was Friedrich Hölderlin in einem Gedicht („Patmos“) sagt: „Nah ist / Und schwer zu finden der Gott. / Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch.// Es ist erstaunlich, welche Kräfte Menschen in schwierigen Situationen zuwachsen. Denken wir nur an den Aufbau unseres zerstörten Landes nach dem 2. Weltkrieg und an die gelungene Integration der Sudetendeutschen. Heute ist immer wieder die Erinnerung daran nötig, um die Gegenwart zu schätzen und den Blick dafür zu behalten, dass es anderen Menschen - aus welchen Gründen auch immer - nicht so gut geht wie uns.

Bei den Juden vergegenwärtigt die Feier des Paschamahles, dass zur Rettung viele Komponenten zusammenwirken; die eigene Kraft ist zu wenig. Deshalb essen sie wie damals beim Auszug aus Ägypten ungesäuertes Brot und geröstete Getreidekörner. Einige Generationen lang war dann ihre Nahrung, was sie auf dem Weg fanden. Mit Josua, dem Nachfolger des Mose, angekommen in neuem fruchtbarem Land, in dem sie wieder für sich selbst einstehen können, soll sie Dankbarkeit erfüllen für alle kommenden Zeiten.

Die mit der Geschichte Israels und all den Lebensgeschichten der Bibel verbundene Aussage heißt: Leben ist Gabe. Das mit der Geburt beginnt. Unsere jeweiligen Anlagen, Talente und Möglichkeiten sind uns gegeben, und in vielem dürfen wir darauf aufbauen, was Generationen vor uns geleistet haben. Wenn wir trotz aller ungelöster Fragen und auch Zweifel den Glauben an Gott bewahren können, dann ist das nicht selbstverständlich. Unser christlicher Glaube macht deutlich: Wir Menschen sind, was immer auch geschieht, in der Liebe Gottes geborgen, auch im Sterben und im Dunkel des Todes. Das ist Frohe, befreiende Botschaft. Wir hören sie bei jeder unserer Zusammenkünfte, damit wir davon Zeugnis geben in die Welt hinein, nicht überheblich wissend, sondern als Dienst der Hoffnung. Das Alte ist vergangen, Schuld soll vergeben werden, die Perspektive heißt Neues Leben, Auferstehung, Freude. So verkündet es Paulus der jungen Kirche in Korinth; das gilt bis in unsere Tage und darüber hinaus.

Aus diesem Hintergrund erhebt sich das heutige Evangelium. Die Parabel, in der sich Erfahrungen jeder Zeit spiegeln, zeigt Erlösung auf durch Gott und auch füreinander:

Ein junger Mann will ausziehen, um das Leben kennenzulernen. Das erleben viele Eltern, wenn ihre Söhne und Töchter erwachsen werden, und es fällt ja nicht leicht, das damit verbundene Risiko zu akzeptieren und sie ziehen zu lassen. Auch der Sohn der Bibel tut, was ihm entspricht; nach damaligem Recht durfte er auch schon sein Erbe verlangen. Dann hatte er allerdings keinen Anspruch mehr auf weitere Unterstützung.

Was aber, wenn die Suche nach Freiheit misslingt und ein Mensch im Unheil strandet? Sind da nicht viele Eltern, die nicht nach äußerem Recht oder nach ihrem persönlichen Ansehen fragen, sondern ihr Kind wieder aufnehmen, was auch immer geschehen ist? Für die Geschwister mag das hart sein, zu erfahren, dass der oder die Gescheiterte vermeintlich mehr Liebe erfährt als sie selbst, die gut und gediegen leben. Oder: Es ist manchmal für Geschwister schwer zu verkraften, wenn Eltern viel Zeit für ein krankes, behindertes oder auffälliges Kind aufbringen, und es bedarf großer Sensibilität der Eltern, um allen Kindern gerecht zu werden. Aber es bleibt notwendig: Auch der, der es schwer hat, vielleicht sogar aus eigener Schuld gescheitert ist, soll nicht meinen verloren zu sein.

Oder nicht?, fragt Jesus die, die sich empören, dass er sich mit „Zöllnern und Sündern“ abgibt, mit den ungeliebten „Geschwistern“ auf den zwielichtigen Seiten des Lebens. Soll ich sie fallen lassen? Brauchen nicht gerade sie besondere Zuwendung? Oder kennt ihr nicht eure Geschichte, dass Gott das „bockige“ Israel, das immer wieder zu den Götzen der Welt abwich, nicht fallen ließ, sondern sich ihm immer neu als seiner „ersten Liebe“ zuwandte? Seid ihr selbst so gerecht und eindeutig in eurem Sinnen und Handeln, dass ihr nicht auch den braucht, den ich für euch und mit euch „abba“, lieber Papa, nenne?